



Der Wengianer

PATRIA · AMICITIA · SCIENTIA

VEREINS-ORGAN DER WENGIA SOLOTHURN

Redaktion: K. NEUHAUS, Chef-Red. - J. KUBLI, 1. Sub-Red. - U. FÄHNDRICH, 2. Sub-Red.

Adressänderungen bitte an den 2. Sub-Red.! — Vertreter der Alt-Wengia: Dr. H. SOMMER.

Postcheck-Konti: Alt-Wengia Nr. Va 227 — Aktiv-Wengia Nr. Va 947, Solothurn.

Abonnementspreis: Fr. 15.— per Jahr — Für die Mitglieder der «Alt-Wengia» gratis.

Zum **75.**

eine Wengianernummer, die sich ausschliesslich mit Studentenverbindungen befasst, vom historischen Ueberblick bis zur Kneipreportage!

Wir wünschen viel Vergnügen!

Ueber 500 Teilnehmer

haben sich schon für unser Familienfest gemeldet. Bist auch Du dabei? Wenn nicht, melde Dich sofort an. Nach dem 25. Juni kann für eine Placierung unter Deinen Alterskameraden keine Gewähr mehr geboten werden.

75 Jahre in Zahlen

Der rührige Chefredaktor hat mich gebeten, aus den Daten, die im neuen Inventarium Wengianum Eingang gefunden haben, aus dem Leben und Streben der grossen Wengianer-Familie einige Zahlen hervorzusuchen, die Kunde geben sollen von der Gesamtheit aller Grünbemützten. Wohl lässt sich die Wirksamkeit, die geistige Ausstrahlung und damit die Berechtigung einer Studentenverbindung nicht unbedingt in Zahlen ausdrücken oder gar durch statistische Werte beweisen, aber es dürfte doch heute, nach 150 Semestern der Entwicklung und des Wirkens, am Platze sein, einen kurzen Blick rückwärts zu werfen.

Bis zum heutigen Tag hat es 1149 aktive junge Wengianer gegeben, wozu noch die neun Konkneipanten hinzuzurechnen sind, die im Verzeichnis Aufnahme gefunden haben. Wie sie sich auf die einzelnen Abteilungen verteilen, findet der Leser ausführlicher in der neuen Wengianerchronik; auf die 75 Jahre verteilt, finden wir, dass jedes Jahr gegen 16 Kantonsschüler Aufnahme in die Wengia begehrten. In den ersten Jahrzehnten der Wengia lag diese Zahl eher etwas tiefer, doch hat sich, verbunden mit der Erhöhung der Schülerzahlen, in den letzten Jahren eine Zunahme gegen 17 bis 18 neue Füxe gezeigt. Einen Höhepunkt erreichten die Aufnahmen im Jahrfünft 1939–1944 mit insgesamt 96 Aufnahmen.

Die Alt-Wengia hat seit ihrem Bestehen 949 Alte Häuser der Wengia erfasst, von ihnen sind schon 231 aus dieser Welt abberufen worden. Neben 13 ausgetretenen und 23 ausgestossenen Mitgliedern zählt die Wengia noch 71 lebende und 76 tote Alte Herren, die den Zugang zur Alt-Wengia nicht mehr oder noch nicht gefunden haben. Es ergibt sich also, dass heute neben den 26 Aktiven 789 Alte Herren der Wengia dem Rufe zum 75. Jubelfeste Folge geben können.

Dass die Ideale und die Atmosphäre, die die Väter in der Wengia gefunden hatten, zusammen mit der Erinnerung oft die Söhne zur grün-rot-grünen Schar ziehen, erkennen wir daraus, dass sich 75 Wengianer mit 99 Söhnen schon in der zweiten Generation um Wengias Panier scharen. Ja, gelegentlich findet der Chronist schon die dritte Generation in der Wengia aktiv am Werke: ihrer sechs sind es, die diese Tradition hochhalten.

Interessieren mag auch, woher alle diese Kantonsschüler stammten, wo ihre Eltern lebten. Mit Wohnort der Eltern in der Stadt Solothurn finden wir 388 Wengianer, aus dem Bezirk Kriegstetten stiessen 144 zur Wengia (Gerlafingen 31, Biberist 29, Dendingen 20 usw.), aus dem Leberberg kam 132 mal Zuzug

(Grenchen 56, Langendorf 25, Selzach 15), dichtauf folgt der Bezirk Olten mit 129 Notierungen, woran die Stadt Olten allein 106 zusteuert. Aus dem Thal und dem Bucheggberg fanden 53 bzw. 50 den Weg nach Solothurn in die Wengia. Zusammen mit den andern Bezirken war der Kanton Solothurn für 946 Kantonschüler und Wengianer Studien- und zugleich Wohnort. Von den 132 Gemeinden unseres Kantons haben deren 82 durch Söhne ihrer Einwohner Kontakt mit der Wengia erhalten. Wie oft mag wohl auf Bier- oder Ferienbummeln auf die Dörfer aus Wengianerkehlen ein studentisches Lied ertönt sein.

Einen starken Harst an Wengianern stellte natürlich der Kanton Bern. Mit 103 Wohnsitzvermerken- woran Niederbipp mit 12, Wangen an der Aare und Biel mit je 11 sich beteiligen, hat er der Wengia gegen 9 % all ihrer Mitglieder gestellt.

Besonders für die früheren Jahrzehnte des Bestehens der Wengia ist charakteristisch, wie aus der ganzen Schweiz die Mittelschüler nach Solothurn strebten, wo wenigstens damals noch an der Kantonsschule eine studentenfreundliche, liberale Atmosphäre herrschte. Ausserhalb der Kantone Solothurn und Bern hatten 77 Studenten ihren elterlichen Wohnsitz, aus dem nähern und fernern Auslande stammten 9 Wengianer.

Eine Zusammenstellung der Erfolge, die die Wengianer unter der Devise Scientia erfochten haben, führte ins Uferlose, könnte auch nicht der Vielfalt der Berufe, wie wir sie in den curricula vitae finden, gerecht werden. Der Leser möge daher mit uns sich darauf beschränken, im Zusammenhange mit der Betätigung der Wengianer im öffentlichen Leben, besonders ins Rampenlicht tretende Positionen zu erfassen. So finden wir in den Reihen der Wengia 1 Bundesrat, 7 National- und Ständeräte, 2 Bundesrichter, 7 Regierungsräte, 5 Oberrichter, 2 Staatsanwälte, 9 Universitätsprofessoren, 5 Privatdozenten.

Die Wengia hat in der Zeit ihres Bestehens zwei Weltkriege miterlebt, der einzelne Wengianer war aber auch in Zeiten, wo der Wehrwille weniger Wiederhall im Volke fand, stets seiner Pflicht gegenüber der Armee sich bewusst. Davon sprechen auch die Zahlen, die – wenn auch zum Teil etwas lückenhaft – das Erklimmen der militärischen Stufenleiter spiegeln.

Wir finden da, neben den Unzähligen, die still und ohne in die Chronik eingegangen zu sein, ihre Pflicht auch erfüllt haben, 55 Leutnants, 68 Oberleutnants, 42 Hauptleute, 18 Majore, 15 Oberstleutnants, 11 Obersten, 1 Oberstbrigadier, 2 Oberstdivisionäre, zusammen 212 Offiziere.

Aktiv an der Leitung der Geschicke der Verbindung haben sich in diesen 150 Semestern 829 Wengianer beteiligt. Sie hatten dabei Gelegenheit, schon in frühem Alter ihre Fähigkeiten zu üben, zugleich aber sich selbst straff führen zu lernen. Es haben Chargen bekleidet: 107 Präsidenten, 129 Quästoren, 134 Aktuare, 129 Archivare, 109 Fuchs-Majore, 98 Chefredaktoren und 123 Cantus-Magistri, im gesamten also über 70 % aller Wengianer.

Wenn wir so zurückblicken über die lange Reihe, die das grün-rot-grüne Band getragen haben, so finden wir aus allen Berufen, allen Schichten echte Wengianer. Sie alle, nach ihren Begabungen und ihren Studien, haben der Wengia, und dies nicht nur zu ihrer Aktivzeit, ihr Bestes gegeben. Sie sind aus allen vier Abteilungen zusammengekommen und haben unter den Devisen *Patria – Amicitia – Scientia* Freunde gefunden. Dies scheint mir über alle Zahlen hinaus wohl das wichtigste Faktum einer Studentenverbindung zu sein. Möge es auch in Zukunft so bleiben. *Wengia ut vivat, crescat, floreat in aeternum!*

AH Peter Flückiger v/o Fakir.

Die Statuten

Das Jubiläum des 75jährigen Bestehens unserer Verbindung möchte ich zum Anlass nehmen, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen und die Entwicklung der «Wengia» an Hand der Statuten zu verfolgen. Ich habe drei verschiedene Ausgaben vor mir, die älteste, erschienen im Gründungsjahr bei der Buchdruckerei Gassmann, die zweite von 1916 aus der Zepfel'schen Buchdruckerei und die heute verwendete von 1947, gedruckt bei Werner Habegger. Sie sehen sich also äusserlich durchaus nicht ähnlich. Doch ihr Inhalt ist in wesentlichen Zügen gleich geblieben, ein Beweis für die Weitsichtigkeit ihrer Schöpfer.

Seit 3/4 Jahrhunderten bekennt sich jedes Jahr eine neue Schar von Jünglingen zu unseren Farben und damit zu unseren Devisen, denen auch im ersten Paragraphen der Statuten Ausdruck verliehen wird; dieser Zweckparagraph wurde bezeichnenderweise nie abgeändert. § 2, der die Tätigkeit der Verbindung zum Gegenstand hat, wurde 1947 um den Absatz über den Besuch des Staatsbürgerkurses bereichert. Leider ist diese Bestimmung in den letzten Jahren wenig angewendet worden, vor allem, weil meist sehr eng begrenzte Themen zur Sprache kamen. Die Verbindung bemüht sich indessen, durch interne Vorträge staatsbürgerlicher Natur diesen Nachteil auszugleichen, und wir

haben Gelegenheit, in Diskussionen zu tagespolitischen Fragen Stellung zu nehmen. Dabei hätte § 32 der ältesten Statuten auch heute noch seine Berechtigung, der bestimmt, dass eine Diskussion aufgehoben sei, sobald alle, die vor dem Schlussantrag das Wort verlangten, gesprochen hätten. Schon damals hatte anscheinend der Präses seine liebe Not, die einmal ins Diskutieren gekommenen Wengianer wieder zum Schweigen zu bringen.

In § 11 verpflichtet sich jedes Mitglied, die Ehre der «Wengia» stets hochzuhalten. Wenn jeder diesen Paragraphen so ernst nimmt wie den entsprechenden des Biercomments, braucht uns um dessen Einhaltung wahrlich nicht bange zu sein. Leider musste bereits 1916 anstelle der Aufforderung, dem Vereine und andern gegenüber stets freundlich und gefällig zu sein, in diesen Paragraphen der Passus «Jedes Mitglied verspricht im Falle der Ausstossung der Verbindung sämtliche Couleurartikel zurückzuerstatten», aufgenommen werden.

Zwei Worte in § 12 der ersten Statuten sind später weggelassen worden. Es heisst hier: «Die Mitglieder sind gehalten, wenn fähig, sich am Gesange zu beteiligen». Haben wohl einmal alle so schön gesungen, dass man berechtigt war, die Worte «wenn fähig» zu streichen?

Die Aufgaben der Amtsinhaber haben im Laufe der Zeiten kaum geändert. 1947 wurde dem Präses statutarisch die Leitung der Spe-Fuchs-Stunden übertragen. Ihm obliegt die verantwortungsvolle Aufgabe, den Jünglingen, die in unsere Verbindung eintreten wollen, ein wahres Bild unserer Ziele und unserer Tätigkeit zu vermitteln und sie darauf vorzubereiten, in die Familie der Wengianer einzutreten. Erstmals wird 1947 auch der Fuchsmajor in den Statuten erwähnt, dessen Wahl ja schon 1892 in die Sitzung verlegt wurde. Seither trat er immer mehr auch ausserhalb der Kneipen in seiner Eigenschaft als FM in Erscheinung und ist nun auch im neu geschaffenen erweiterten Komitee vertreten. Er leitet die Fuchsstunden, die der Vorbereitung zur Erlangung der Burschenwürde dienen (§ 22).

Zeitbedingt ist § 26 der ältesten Statuten: «Die jüngeren Mitglieder sind gehalten, Protokolle, den «Freimütigen», wissenschaftliche Arbeiten und dergleichen abzuschreiben.» Einer der wenigen Paragraphen, die dank der modernen Technik, in diesem Falle der Schreibmaschine und der Druckerei, unnötig geworden sind.

In die heute gültigen Statuten wurde ein besonderer Abschnitt über den Burschenkonvent aufgenommen, den wir in den früheren Ausgaben vergeblich suchen. Es fällt auf, dass die

Kompetenzen des B.C. in den letzten Jahren stark erweitert wurden, womit wir Füchse nicht ganz einverstanden sind, vor allem, wenn wir es am eigenen Leibe zu spüren bekommen, indem wir vor der Sitzung meist eine geraume Zeit draussen warten können, bis es den Herren aus dem B.C. gefällt, ihre Verhandlungen abzuschliessen. Mir scheint dies – auch abgesehen von diesem ermüdenden und beinahe demütigenden Warten – keine sehr glückliche Lösung zu sein. Da der B.C. sich viele wichtige Entscheide vorbehält, wie den über die Anahme eines Diskussionsthemas, über Dimission oder Farbenentzug und vor allem Beschlüsse, die die Beziehungen der «Wengia» nach aussen und zu anderen Verbindungen betreffen, scheint mir eine gewisse Gefahr zu bestehen, wenn dann die alten Burschen abtreten, und die Füchse, die nun zu Burschen werden, unvermittelt diese Aufgaben und diese Verantwortung auf sich nehmen müssen, ohne vorher nach und nach eingeführt worden zu sein. Immerhin besagt § 32: «Die Verbindung steht über dem B.C.», eine aber etwas vage Feststellung. Ein Trost ist uns die Tatsache, dass die Füchse dafür im Bierbetrieb früher weniger Rechte besaßen, als wir heute.

Ein weiterer Abschnitt ist dem Sitzungsreglement gewidmet. Den Statuten nach muss es an einer Sitzung vor 70 Jahren ziemlich gleich zugegangen sein wie heute. 1916 wurde statutarisch festgelegt, die Sitzungen hätten am Samstag Abend stattzufinden, doch wurde diese Bestimmung – zum Leidwesen einiger Professoren – 1947 wieder aufgehoben. Heute wird zu Beginn jedes Semesters der jeweilige Sitzungstag in offener Wahl beschlossen.

Das Finanzreglement bringt einige interessante Aspekte. 1884 werden unter den Einnahmen nur Eintrittsgelder und Monatsbeiträge, ohne Nennung des Betrages, genannt. In den Statuten von 1916 und 1947 finden wir ausführliche Register der Einnahmen mit Betragsangabe. Naturgemäss haben die Beträge in diesem Zeitraum zugenommen, aufschlussreich ist aber, zu prüfen, in welchem Verhältnis. So musste man für unentschuldigtes Fernbleiben von der Sitzung 1916 2 Franken Busse bezahlen, das heisst 2/3 des Monatsbeitrages, heute 3 Franken, bei einem Monatsbeitrag von 7 Fr. Strenger wird dagegen heute das Fernbleiben von der Samstagskneipe geahndet; die Busse ist gleich hoch, wie bei der Sitzung, während sie damals halb so gross war. Ist heute die Samstagskneipe so wichtig wie eine Sitzung geworden, was man auch in der Busse zum Ausdruck bringen wollte, oder hat der heutige Wengianer die Freude am Kneipen verloren, sodass er durch eine hohe Busse dazu veranlasst werden muss, sie gleichwohl zu besuchen? Die Wahrheit dürfte wohl in der Mitte liegen. – Dass man heute noch gleich viel Busse zahlen

muss für eine geschwänzte Kantenstunde wie vor 40 Jahren, nämlich 1 Franken, scheint mir allerdings bedenklich und deutet darauf hin, dass früher die Kantenstunden viel ernster genommen wurden. Immerhin ist es gefährlich, von materiellen Werten auf geistige zu schliessen, und gerade die Kantenstunden haben in letzter Zeit an geistigem Niveau zugenommen.

Als Kuriosum sei noch das einzige Vergehen erwähnt, das heute milder bestraft wird als 1916, es sind dies Vergehen gegen die schriftdeutsche Sprache während der Sitzung. Dafür musste man damals mit 5 Rappen büssen, heute kommt man ungeschoren davon. Sicher ist unser Deutschlehrer damit nicht einverstanden . . . Aber es wäre wohl eine zu grosse Mehrbelastung für den Quästor, wenn diese Bestimmung wieder eingeführt würde . . .

Damit komme ich zu den Schlussbestimmungen, da ich mich über das Strafreglement, das nur geringe Aenderungen erfuhr, als über ein notwendiges Uebel nicht äussern möchte. Aus dem Jahre 1907 datiert der Paragraph: «Der Trinkzwang ist verboten». Es wäre interessant, von einem Altherrn, der damals dabei war, zu erfahren, wie es zu dieser Bestimmung kam. Sicher wurde er aus der Erfahrung heraus geschaffen . . .

Max Flückiger v/o Zingge.

Das griechische Symposion

Dreierlei soll diese kurze Darstellung eines antiken Trinkgelages vor allem bezwecken. Zuerst einmal soll sie einen, wenn auch kaum abgerundeten Abschnitt aus dem täglichen Leben jener Kultur wiedergeben, die man die Wiege des Abendlandes nennt. Wenn man das Wort «Antike» hört, denkt man unwillkürlich zuerst an das Dreigestirn Philosophie, Wissenschaft und Dichtung. Dabei vergisst man nur allzuleicht, dass der antike Mensch eben Mensch war und sich als solcher nicht sein ganzes Leben lang nur mit metaphysischen Spekulationen und ähnlichen geistigen Belangen abgeben konnte, sondern auch seinen Alltag, seine Sorgen und Begierden hatte. Diese menschlich-allzumenschlichen Eigenschaften der antiken Persönlichkeit sollen uns die folgenden Seiten etwas näher bringen.

Weiterhin mag es ganz amüsant sein, einmal Vergleiche zu ziehen zwischen einem Trinkfest, das vor mehr als zweitausend Jahren stattgefunden hat, und unserer studentischen Kneipe. Es gibt eine Menge grosser Aehnlichkeiten, die uns beinahe versucht sein lassen, die beiden in einen «phylogenetischen» Zusammen-

hang zu bringen; daneben gibt es allerdings mindestens ebenso viele wichtige Unterschiede. Es sei jedoch dem Leser zum grossen Teil selbst überlassen, diese beiden herauszufinden.

Schliesslich aber, mehr am Rande und zwischen den Zeilen zu lesen, lässt uns diese Beschreibung wieder einmal die Macht des unerlässlichen Begleiters des Menschen, des Alkohols, fühlen, dessen Spur sich in den Wäldern und Steppen der Urgeschichte verliert.

Ausser dem Branntwein, dessen Herstellung erst viel später technisch beherrscht wurde, waren im Altertum nahezu alle heute bekannten Alkoholarten vorhanden, vor allem Wein und Bier. Biertrinken galt aber damals als eine barbarische Sitte und war bei den Griechen streng verpönt. Ihr Nationalgetränk war der Wein, welcher kräftig mit verschiedenen Harzen gewürzt wurde, also einen ausserordentlich herben Geschmack gehabt haben muss. Er wurde übrigens selten rein getrunken, sondern meistens mit gewöhnlichem Wasser gemischt, sodass sein Grad etwa dem unseres Bieres entsprach. Wirtshausbesuch war im Altertum nicht üblich, dagegen trank man häufig bei anderen Gelegenheiten, am häufigsten eben bei den Symposien, wie die Trinkgelage damals genannt wurden. Den Verlauf eines solchen Symposions wollen wir nun kurz schildern.

Die Zahl der Teilnehmer bewegte sich üblicherweise zwischen der Zahl der Grazien und der der Musen, also zwischen drei und neun. Zu Beginn nahmen die Gäste meist ein Bad, salbten sich mit wohlriechenden orientalischen Essenzen, schmückten sich mit allerlei Kränzen und bunten Bändern und legten sich dann auf hufeisenförmig angeordnete Sofas, vor denen je ein kleines Tischchen stand, mit Bechern, Kühlgefässen, Nüssen, Oliven und ähnlichen dursterregenden Kleinigkeiten beladen. Bevor man mit Trinken begann, wurden unter dem feierlichen Klang von Lobgesängen den Göttern und Heroen drei Spenden dargebracht. Darauf wählte man durch Würfeln oder Losen den Symposiarchen, gewissermassen den Leiter des gesamten Trinkbetriebes, der etwa mit unserem Bierpräses verglichen werden kann. Er übte eine unbeschränkte Autorität über die Trinkenden aus; so bestimmte er etwa das Mischungsverhältnis von Wein und Wasser, wählte geeignete Trinkgefässe aus und leitete die Unterhaltung und das Strafwesen. Genau wie heute der FM seine Füxe, konnte er jeden Beliebigen zum Trinken grosser Quantitäten verknurren, obschon meistens nach Lust und Laune getrunken werden konnte. Der erste Schluck galt immer der Gesundheit der anderen Anwesenden, welche Sitte wir beibehalten haben, indem wir «Prosit» sagen. Daneben konnte man einem der Mit-

zecher ein gewisses Mass vortrinken, oder aber, um ihn zu ehren, «speziell» trinken. Oft auch geschah es, dass einer auf einen abwesenden Freund oder ein geliebtes Mädchen «pro laude» einen Schluck nahm.

Man befände sich aber in einem grossen Irrtum, wollte man annehmen, dass ein solches Symposion im Grunde nichts als eine wüste Zecherei gewesen sei. Wenn auch gewöhnlich nicht gerade wenig getrunken wurde, so bestritt doch einen grossen, wenn nicht gerade den grössten Teil des Ablaufes die Unterhaltung. Man vertrieb sich die Zeit mit unterhaltenden Spielen, wie Brett- und Würfelspielen oder dem berühmten und beliebten Kottabos. Dabei galt es, den Weinrest mit einem geschickten Wurf mit der rechten Hand aus dem Becher nach einem bestimmten Ziel, etwa einer Schale, zu werfen, welche dann beim Herunterfallen auf einen Metallgegenstand fiel und einen Gongschlag von sich gab. Hie und da lud der Gastgeber auch Zirkuspieler, Possenreisser und Zauberkünstler ein, welche dann mit ihren Kunststücken die Gäste zu belustigen hatten. Am beliebtesten war jedoch die musikalische Unterhaltung. Selten fehlten an einem Symposion einige Flöten- oder Zitherspielerinnen, an deren Spiel und Tanz man sich, oft durch eigenen Gesang begleitet, erfreuen konnte. Da mag es denn auch etwa vorgekommen sein, dass man sich allzusehr an der weiblichen Schönheit entzündete, sodass das Gelage, da die Musikantinnen von Beruf meistens Hetären waren, zu wahren Orgien unter dem Patronat des Dionysos und des Eros ausartete.

Den Abschluss eines Symposions bildete meistens der Komos, welcher eine entfernte Aehnlichkeit mit unserem «Ständelen» aufweist. Zur Musik der Flötenspielerinnen und unter eigenem Gesang zog man lärmend durch die Strassen zu Freunden, vielleicht auch zu einem anderen Gelage, das noch andauerte. Auch bei den alten Griechen war also die Sucht, nicht aufhören zu können, wohlbekannt. Dass es dabei oft zu Schlägereien mit andern Gruppen, oder, wenn einer noch zu seiner Hetäre wollte, mit einem Nebenbuhler, kam, ist natürlich klar. So mag denn manch einer am andern Tage einen Schädel gehabt haben, der ihm brummte wie der Donner des allgewaltigen Zeus.

Einen Punkt haben wir bis jetzt übergangen, einen Punkt, in dem sich das Symposion prinzipiell von andern Trinkgelagen unterscheidet: die geistige Atmosphäre. Wenn wir auch Platons wunderbare Schilderung eines Gastmahles nicht zum allgemeinen Masstab nehmen dürfen, so ist es doch ziemlich sicher, dass bei vielen dieser Symposien die geistige Unterhaltung die Hauptrolle gespielt hat. So kann zum Beispiel das Symposion gerade-

zu als die Geburtsstätte der individuellen Lyrik betrachtet werden, holten sich doch namhafte Dichter wie Alkaios, Anakreon, Pindar und andere ihren ersten Ruhm durch ihre Trinklieder. In der Zeit der grossen Philosophen wurde der gesangliche Vortrag des Einzelnen abgelöst durch die Rede, indem jeder Teilnehmer seine Meinung über ein vorher bestimmtes Thema kundgeben musste. Im obenerwähnten Dialog Platons hält jeder eine Rede über den Eros, und es ist erstaunlich, wie da lachenden Mundes Worte von oft verblüffend tiefschürfendem Gehalt ausgetauscht werden. Noch später, in der alexandrinisch-hellenistischen Epoche, trat an die Stelle der Rede die Diskussion über irgendein wissenschaftliches Problem, das die Geister damals gerade beschäftigt haben mag. Als Förderer des wissenschaftlichen Gedankenaustausches und Fortschrittes spielte das Symposion vermutlich eine kaum einzuschätzende, eminente Rolle, und gerade in dieser Form ist es noch heute hie und da lebendig.

Das Symposion ist der glänzende Ausdruck griechischen Wesens, welches so harmonisch das dionysische und das apollinische Element zu verbinden verstand, und als Zeugnis dieses althellenischen Geistes können wir es heute bewundern und – ihm nachtrauern.

Ulrich Niederer v/o Frosch.

Ursprung und Geschichte der Studentenverbindungen bis 1820

Dieses Thema wurde oft behandelt, nie aber erschöpft, nicht zuletzt wohl deshalb, weil die Anfänge der Studentenverbindungen weit zurückliegen, in einer Zeit, die durch Mysterien, Aberglauben, Geheimnisse aller Art verdunkelt war. Auch unser Aufsatz erhebt keineswegs den Anspruch auf Vollkommenheit. Er ist in seiner Bescheidenheit allen Wengianern gewidmet.

Die heutige Form der Studentenverbindung ist das Produkt der verschiedensten Faktoren, die seit dem Bestehen von Hochschulen ihren mehr oder weniger starken Einfluss ausgeübt haben. Seit dem Bestehen der Hochschulen nämlich gab es Gruppen von Studierenden, die gemeinsame Interessen der Studentenschaft vertraten. Im fünfzehnten Jahrhundert waren es die Nationen, die als Vertretungen der Hochschulmitglieder staatlich anerkannt wurden. Reformation und Gegenreformation beraubten sie ihrer Geltung. Einzelne studentische Gruppen übernahmen ihre sozialen Forderungen. Diese Gruppen schufen in eng geschlossener Selbstverwaltung eine feste Ordnung von Altersstufen im Innern, die den Jüngern nach und nach völlig

dem Aeltern unterwarf. Die Bezeichnungen der Seniore n, Konseniore n und Sekretäre als der verantwortungsreichen Vorsteher der Gesellschaft wurden damals geschaffen. Farben trug man noch nicht. Es ist kaum anzunehmen, dass Organisation und Brauchtum ausschliesslich von innen heraus entstand, als vielmehr, dass von aussen her, aus dem bürgerlichen Gewohnheitsleben, vieles in die Verbindungen hineingetragen wurde. Ein Austausch von studentischem und philiströsem Gedankengut, dessen Gleichgewicht bald mehr auf die eine bald mehr auf die andere Seite geschoben wurde, mag schon immer stattgefunden haben. So haben die Bräuche der Zünfte des Mittelalters, vor allem der Baukorporationen Eingang in das akademische Leben gefunden. Die Verfassungen der Kollegien der alten Römer und christlicher Klöster, die den Zünften als Vorbilder galten, wurden so dem Studententum bekannt. – Es zeichnen sich also über diesen Umweg Verbindungen bis in die Antike ab. Trotzdem wäre es überspannt, wollte man einen direkten Zusammenhang z.B. zwischen der Vereinigung der Schüler des Pythagoras und unsern heutigen Verbindungen sehen. – In Erinnerung an den klösterlichen Ursprung nannten sich die «Zünfftigen» Brüder, eine Bezeichnung, die unter Verbindungsmitgliedern von heute häufig gebraucht wird. Die Vorsteher wurden mit dem Prädikat «hochwürdig», «ehrwürdig» versehen, das heute eher als Anrede für die ganze Verbindung gilt. Die brüderliche Geselligkeit spielte keine geringe Rolle, wie denn noch heute die Studentenverbindungen ein geselliges Zusammen sein pflegen. Die Baukorporationen kannten bestimmte Aufnahmezeremonien. Bei der Aufnahme des Gesellen bekam er das Handzeichen, das er in seine Handarbeiten einzu hauen hatte. Symbole waren Hammer, Zirkel, Winkelmass, mystische Figuren und verschlungene Schnüre. Was läge näher, als von da unsere Zirkel herzuleiten? Ein Aufgenommener musste schwören, das Erfahrene geheim zu halten.

Ganz anders als die deutschen waren die französischen Handwerkerverbindungen, die wir nicht ausser Betracht lassen wollen, da Frankreich, das westliche Nachbarland der deutschen Lande, ziemlich sicher keinen geringen Einfluss gehabt hat auf das Handwerkerwesen, was umso leichter verständlich ist, wenn man bedenkt, dass das Wandern der Gesellen alle möglichen Einwirkungen förderte. Besonders scharf war in Frankreich die Trennung zwischen Meistern und Gesellen. Wir haben oben gesehen, wie ähnlich der Unterschied zwischen Aeltern und Jüngern bei den Nachfolgern der Nationen war. Die Stellung der Neuaufgenommenen war durchaus untergeordneter Art. Bei den Zimmerleuten hiessen die Neulinge wie später bei den deut-

schen Studenten «renards»: Füchse. Sie wurden gleich diesen auf alle Weise geplagt und misshandelt. Die Aufnahme geschah mit Zeremonien, die der katholischen Kirche entnommen waren und eine mystische, rituelle Note ins Ganze bringen sollten. Ein Pseudopfarrer taufte die Neulinge. Im Innern der Vereine herrschten «unverbrüchliche Treue, Verschwiegenheit, Brüderlichkeit, Aufopferung von Gut und Blut».

Die englischen Bauhütten waren den deutschen nachgebildet. Die Versammlungen fanden mit Vorliebe im Freien und an einsamen Orten statt. Die Mitglieder sorgten unter sich sowohl für die technische Ausbildung als auch für das moralische Wohlverhalten der einzelnen, waren gegen abweichende religiöse Ansichten und unterstützten einander in Unglück und Missgeschick. Am meisten Zeremonielles verdanken die Verbindungen dem Freimaurerbund, der sich ja auch – ethymologisch gut ersichtlich – von den Baukorporationen herleitet. 1717 stifteten drei Männer in London aus der Werkmaurer-gesellschaft eine geistig zu fassende Freimaurer-Brüderschaft. An Stelle des materiellen trat der symbolische Bau. Der Freimaurerbund gehörte zu den «geheimen Vereinen», die verschiedene Grade der Mitglieder und besondere Erkennungszeichen kannten. Erkennungszeichen, Gebräuche und Symbole waren aber auch das einzige Geheime am Freimaurerbund.

Aus dem Bestreben, dafür, dass die Damen bei den Freimaurern keine Aufnahme fanden – ausser etwa in den sogenannten Schwesterlogen – einen Ersatz zu schaffen, gingen die Männer- und Frauenorden hervor. Sie haben nichts mit den nurstudentischen Orden gemeinsam. Dennoch gehörten z.B. in Göttingen namentlich die Studenten dazu und eigneten sich durch den Umgang mit Damen feine Sitten an. Der Orden «Kette der Pilgrime» bestand in Deutschland und Dänemark aus Personen höherer Stände und hatte zur Losung: Willfährigkeit, Beständigkeit, Stillschweigen. Diese Dreizahl kehrte in den studentischen Devisen wieder.

Seit dem Verbot des Pennalismus und der Nationen, das der Reichstag 1654 erlassen hatte, existierten auf fast allen Hochschulen losere oder festere Vereinigungen von Landsleuten, die für die Entwicklungsgeschichte der Burschenschaft die einzige Anknüpfung bilden. Die harte Bezeichnung «Rauf- und Saufgesellschaft» erschöpfte wohl im wesentlichen Zweck und Ziel dieser Verbindungen. Die überlieferten einfachen Formen studentischen Gemeinschaftslebens hielten mit Ausnahme Rostocks am zähesten die Ostseehochschulen fest: Kiel, Greifswald und Königsberg. In Greifswald blieben die alten Bräuche der Depo-

sition, der feierlichen Aufnahme in das akademische Bürgerrecht, mit all den rohen Misshandlungen amtlich bis Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Kraft. In Königsberg traten erst nach 1750 Studierende bei öffentlichen akademischen Veranstaltungen und Feierlichkeiten in Gaugenosenschaften zusammen und wählten Senioren. Bei der akademischen Feier des Friedens von Hubertusburg, 1763, durften die fünfzehn Landsmannschaften die Ordnung der Studentenschaft selbst übernehmen. Doch zwei Jahre später mussten die üblich gewordenen Schleifen an Degen und Hut öffentlich begraben werden. Ingeheim aber blieben die Landsmannschaften bestehen. Seit 1721 bestand die Mosellanische Landsmannschaft. Ihr «System eines Landsmannrechts» verzeichnete sechundachtzig Paragraphen mit Rechten und Pflichten der Gesellschaft und der einzelnen Mitglieder. Ein förmlicher Paukkomment regelte das Ausfechten von Zweikämpfen, die unter Verbindungsbrüdern verboten, Fremden gegenüber bei Beleidigungen Zwang waren. Vor allem aber legen die vom vielgewanderten Laukhard überlieferten hauptsächlich Grundgesetze der Mosellaner neue Gedanken fest. «Freundschaft ist das Fundament der Verbindung» hiess es an erster Stelle. Im Zeitalter der Aufklärung wurde der Hauptcharakter der Verbindungen als «reformlustiges Nützlichkeitsstreben» bezeichnet. Im gesellschaftlichen Leben Deutschlands schlossen sich in diesem Streben allerlei geheime und halb öffentliche Gesellschaften zusammen, die eben durch die Freimaurerei neue Kraft und Formen gewannen. Da die Logen alle geistigen Mächte ihren weltbürgerlichen Zielen zuführen wollten, suchten sie schon früh auch Studenten zu gewinnen. Geheime freundschaftliche Verbindungen fanden sie in den Studentenorden vor. Diese waren dem Bedürfnis entsprungen, gegenüber den rohen verwilderten Landsmannschaften ein gesitteteres Element in das Leben der studierenden Jugend zu bringen. Sie beruhten auch auf Freundschaft. Die Mitglieder standen gegen äussere Angriffe füreinander ein, pflegten gemeinsame gesellige Vergnügungen, wirkten für Aufklärung und Untergrabung des Aberglaubens, schrieben zu diesem Zweck Aufsätze und übten auch Wohltätigkeit gegen Arme. Auch sie verfolgten eigentümliche Aufnahmegebräuche. Der Amicistenorden eroberte von Jena aus fast alle protestantischen Hochschulen. Beim Rosenkreuzerorden wurde den Neuaufgenommenen ein Büschel Haar abgeschnitten; die Mitglieder trugen in den Versammlungen schwarzweisse Schärpen. Die Asiatischen Brüder in Wien trugen runde Hüte und je nach dem Grade verschiedenfarbige Federn, schwarze Mäntel und

schwarze oder weisse Bänder. Beim Illuminatenorden bekam jedes Mitglied einen Ueberrnamen. So hiess der durch sein Manierenbuch bekannte Knigge ‚Philo‘.

Die Grundsätze der Freundschaft, wie sie die Mosellanische Landsmannschaft in Jena entwickelt hatte, und die Formen und Bestrebungen der Freimaurer waren dem gleichen Boden entsprossen. Beide Vereinigungen wuchsen bald gänzlich ineinander ein. Schon 1769 sonderte sich von den Mosellanern die «Oberrheinische» Landsmannschaft ab. Sie nahm Wahlspruch und Abzeichen des vielleicht etwa zwei Jahrzehnte vorher gegründeten Amicistenordens an. Als die Oberrheiner sich mit den Mosellanern wieder versöhnten, hielten sie in einer besondern Loge des Amicistenordens weiterhin zusammen. Die Vereinigung sollte für das ganze Leben gelten, was einen völligen Bruch mit landsmannschaftlichem Brauch bedeutete. In ähnlicher Weise entwickelte sich seit 1771 in Jena der Unitistenorden aus den Landsmannschaften der Livländer und Mecklenburger. «Unitas iungit amicos fideles» war sein Wahlspruch, ein silbernes Kreuz das Ordenszeichen. Aus dem Amicistenorden war der Orden der Schwarzen Brüder hervorgegangen, der sich vielleicht mit ältern Logen verband und dann als Harmonistenorden bekannt wurde.

Was diese studentischen Vereinigungen beabsichtigten, bezeichnet schon ihr Name. Freundschaft, Eintracht, Beständigkeit (Konstantistenorden Halle, 1777) setzten sie dem Verbindungsleben im Gegensatz zu den Landsmannschaften zum Ziel. Da aber ethische Gedanken ohne fest umschriebene Ziele einen immer wieder seine Mitglieder wechselnden Bund nicht zusammenhalten können, war den Orden eine kurze Lebensdauer beschieden. Diejenigen, welche sich nicht auflösten, traten bald zu den bürgerlichen Logen über.

In Erlangen aber waren Ende des achtzehnten Jahrhunderts alle Landsmannschaften den Orden gewichen, ähnlich in Giessen. Allerdings war hier die Grundidee bereits so verdorrt, dass Laukhard schreiben konnte:

Wer ist ein rechter Bursch? Der, so am Tage schmauset,
Des nachts herumschwärmt, wetzt und all sein Geld verbrauset;
Der die Philister schwänzt, die Professores prellt,
Der stets im Karzer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,
Der überall besaut, nur von Blamagen rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er g'nug renommieret,
Zu seiner höchsten Ehr' aus Giessen relegieret.

Mit der Zeit konnten die Studenten ihre eigene Kultur, ihre eigenen Satzungen schaffen. Die Tracht hielt bei allen Aenderungen, die die Mode diktierte, seit dem Zeitalter des grossen deutschen Krieges am Vorbild der soldatischen Uniform fest: Farbiger Rock mit Metallknöpfen, gestickte Weste, dreieckiger Hut, Lederhosen, Kanonenstiefel und Hieber bildeten die unentbehrliche Ausrüstung des ehrlichen Burschen. Mit dem festeren inneren Zusammenschluss der Landsmannschaften wurden farbige Abzeichen auch am Alltagsflausch beliebt. Nach 1775 bürgerten sich langsam farbige Uhrbänder (heute Bierzipfel) und Mützen ein. In der Festkleidung der Vorsteher war der prächtige Uniformrock wohl in der Grundfarbe der Verbindung gehalten. Im Gegensatz zu den Landsmannschaften schufen sich die Orden geheimnisvollere Würden und Abzeichen.

Am schlimmsten stand es mit der sittlichen Lebensführung der Studenten. Dem Geschlechtsleben hatte die akademische Sitte keine Grenzen gesetzt. Die «Charmanten» in Jena, die «Nymphen» an andern Hochschulen, endlich die schauerlichen Bordelle in der Garnisonsstadt Halle waren seit Jahrhunderten eine traurige Begleiterscheinung des studentischen Wesens. Ehebruch galt nicht als Schande; Geschlechtskrankheiten verseuchten teilweise den überwiegend grossen Teil der Studierenden. Dass ein Laukhard in Giessen als Professor Zoologiae auftreten konnte und nach einem handschriftlich weit verbreiteten Grundriss Vorlesungen im Kreise der Ordensbrüder hielt, blieb dem verfeinerten Geiste der Aufklärung vorbehalten. Noch 1797 heisst es von Halle: «In Familienbekanntschaften zu kommen, hält sehr schwer, weil man gleich den Namen eines Frauenzimmers für befleckt hält, wenn sie mit einem Studenten geht». Die straffe Zucht der Landsmannschaft hatte die schlimmsten Auswüchse einer missverstandenen Burschentreiheit stets beschnitten. Doch auch das Ordenswesen vergass, wie wir gesehen haben allmählich seine Grundidee. Im Jahrzehnt um 1770 wurde der eigentliche Kommentar geschaffen, der den Verkehr der Studenten untereinander an feste Regeln band. Zuerst bedeutete er die Gesamtheit des Brauchs, der bei feierlichen Gelagen, Kommissen, beachtet werden musste; bald umfasste er das ganze akademische Leben.

Vor allem aber hatte sich in wenigen Jahrzehnten die unbeschränkte Herrschaft der Chargierten ausgebildet. Die erste Mo-sellanerverfassung hatte noch bestimmt: «Wenn ein Senior da ist, so muss ihm gehorcht werden, sofern er für das Beste der Gesellschaft sorgt.» In den Landsmannschaften 1790, weit schärfer noch in den Orden stand der Senior fast despotisch über den Mitgliedern der Verbindung.

Unter Napoleon entstanden die ersten geheimen politischen Vereine. 1807 wurde in Preussen der **Tugendbund** gegründet, mit dem Zweck, Vaterlandsliebe und Unabhängigkeitssinn zu pflanzen. Der Bund musste bald auf Druck Frankreichs hin aufgelöst werden. Sein Geist war jedoch nicht erloschen. Statt in den Männern waltete er in den studierenden Jünglingen. Sein nächster Ausdruck wurde die **Burschenschaft** an Stelle der erloschenen Orden. Sie sollte wieder ein reges, ideales, für Freiheit und Vaterland begeistertes Leben an den Hochschulen hervorrufen. Die Autoritäten der Burschen waren die geistigen Kämpfer für Deutschlands Freiheit, wie der Philosoph Fichte, der Dichter Arndt, Turnvater Jahn, der Historiker Görres, bevor er «römischer Pfaffenknecht» geworden war. Nach dem Vorbilde dieser Männer huldigten die Burschen einer strengen Sittlichkeit, indem sie jede Ausschweifung verpönten. Die **Farben**, welche sie an **Mütze und Band** trugen, waren schwarz-rot-gold, welche man für jene des alten deutschen Reiches hielt, obwohl jenes nur den Doppeladler im Wappen geführt hatte. Zeremonien, Grade, Geheimnisse, Symbole kannte der Bund nicht. Es wäre jedoch bei dem Geiste, der die deutschen Regierungen damals erfüllte, nicht zu erwarten gewesen, dass die Burschenschaften sich eines ungestörten Daseins hätten erfreuen können. Schon an ihrem ersten Feste, an welchem die allgemeine deutsche Burschenschaft beschlossen wurde, an dem zur Ehre der Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1817 gefeierten Tage auf der Wartburg, wo sich Studenten aller deutschen Hochschulen mit mehreren allgemein geachteten Professoren zusammenfanden, wurde der mehr mut- als böswillige Einfall ausgeführt, die Werke des russischen Spions Kotzebue zu verbrennen. So allgemeine Heiterkeit dieser Einfall erregte, so verhängnisvoll wurde er für die Burschenschaft, weniger zwar für sich allein als in Verbindung mit der Ermordung Kotzebues durch den Burschenschaftler Sand. Karlsbad, der Kongressort der deutschen Regierungen, hob unter Metternichs Präsidium die Burschenschaften auf und verbot Tracht und Farben. Die Burschenschaften versammelten sich aber dennoch im geheimen. Unter den Entschiedern unter ihnen bildete sich überdies der **Jünglingsbund**, welcher den ausgesprochenen Zweck hatte, die bestehenden deutschen Verfassungen umzustürzen, den Bundesobern Gehorsam leistete, seine Mitglieder nur mit wenig andern bekannt werden liess, Waffen anschaffte und sich darin übte, einen Eid der Verschwiegenheit leistete und Verräter mit dem Tod bedrohte. Auch die Reaktion nach den Erhebungen von 1820 in Südeuropa war nicht imstande, die Burschenschaft zu vernichten. Sie bildete sich von neuem, jedoch nicht mehr im frühern Geiste der Einig-

keit, sondern in Parteien gespalten. Man zählte drei: Teutonia, Arminia und Germania, welche sich gegenseitig oft bekämpften. Gleichzeitig machten sich erstmals in der Schweiz ernste Bewegungen bemerkbar, die politischen Charakters waren. Die Zofinger waren die ersten, denen man einige Bedeutung zumessen konnte.

AH Rainer Schaad v/o Scherz

Literatur

Wentzcke, Gesch. dt. Burschenschaft (1919), Heidelberg

Henne, Das Buch der Mysterien (1869), Leipzig

Findel, Gesch. d. Freimaurerei

. . Verzeih mir Durst und Sünde . . – tiefschürfende Betrachtungen

«Du heiliger Veit von Staffelstein,» so summt ich vor mich hin, sinnend das halbleere Glas betrachtend, das plötzlich meinen Blick zurückgab, leise fordernd: «weisst du auch, von wem du da singst?» – Ich erschrak und machte mich, des mahnenden Blickes eingedenk, auf die Suche. Ich wusste in der Tat nicht, wer der heilige Veit vom Staffelstein war. Aber ich fand ihn, wenn auch nur in Büchern. Tatsächlich lebte Scheffels Veit, in einer gewöhnlichen kleinen Klausel neben einer hübschen Kapelle auf dem Staffelstein, der über dem Thüringer Wald gelegen ist. In der Klausel hängt heute noch die Gratulation, die Scheffel dem Eremiten zu seinem sechzigsten Geburtstag sandte, neben vielen Versteinerungen, Radierungen und andern gesammelten Stücken. Wirklich, dieser Bruder war ein gemütlicher Mensch gewesen, teilte gern, was er hatte, und war auch einem heiteren Schlückchen nicht abgeneigt, im Gegenteil, er bewältigte ganz enorme Quantitäten. Noch vor dem ersten Weltkrieg war seine Klausel ein beliebtes Wanderziel der Studenten, die wacker mit dem weissbärtigen Veit kneipen und plauderten und sich nicht stören liessen, wenn der Bruder zwischendurch auch einmal die Messe lesen musste.

Doch halt, wenn ich schon von Kneipen rede – woher stammt eigentlich dieses Wort? Es hat, wie viele andere, eine ganz interessante Herkunft. Ursprünglich ein nordeutsches Wort – Knipe – heisst es soviel wie «Vogelfalle, Klemme». Im 18. Jahrhundert nannten die Studenten ihren Schankraum Kneipe (Bier-, Weinkneipe), bald auch ihre Buden, bis es die heutige Bedeutung erhielt: regelmässiges geselliges Zusammensein mit Gesang und kommentmässigem Bierbetrieb. Eine Kneipe, die ausserhalb der

Stadt oder an Abenden, wo keine offizielle Kneipe stattfindet abgehalten wird, nennt man Exkneipe.

Im Bierkomment heisst es, die biertrinkende Wengia bestehe aus Burschen und Füxen. Das Wort «Bursch» stammt aus dem Griechischen, und zwar folgendermassen: abgeleitet ist es aus dem lateinischen Wort «bursa», dieses wieder aus dem griechischen «byrsa», «Fell, Schlauch». Im Mittelalter war die Bursa oder Burse die Börse, das heisst der Geldsäckel; dann war sie aber auch die Kasse zum gemeinsamen Unterhalt der Studenten, schliesslich einfach die Gemeinschaft oder das Haus der gemeinsam lebenden Studenten. Der Bursch wäre also somit einfach ein Hausbewohner!

Füxe! zuerst kneipen, dann reklamieren! Euer Stammbaum ist höchst unbestimmt. Vielleicht bildete man diese Benennung aus «Feix» oder «Feux», also etwa der «Faxenmacher». Doch bezeichnete man schon anfangs 16. Jahrhundert die Neulinge in Internaten und Universitäten als «vulpes». Im ersten Semester spricht man im Allgemeinen vom «krassen Fuxen», im zweiten vom «Brandfuxen», Spe-Füxe gab es nicht, etwas ähnliches waren die «Renoncen», man wurde meistens durch einen Verbindungsbeschluss direkt aktiv, hatte dafür aber während der Fuxenstunde einen bedeutend grösseren «Schlauch». Denn die Pflicht des Fuxmajors – meistens ein versierter alter Bursch oder sogar ein Alter Herr – bestand nicht nur im Lehren des Bierkomments, sondern er hatte den Füxen auch anständige Manieren und sicheres Auftreten beizubringen.

Eine eigenartige, der deutschen Literatur aber eigene Erscheinung ist die sogenannte Burschenlyrik. Die meisten dieser Gedichte wurden vertont und in Kommersbüchern gesammelt. Die ältesten bedeutenden sind wohl die von Kindleben (1781), A. Nieman (1782–85) und Rüdiger (1791), dazu auch das berühmte «akademische Lustwäldlein» von Herkules Raufseisen (1794). Später wurden für die Verbindungen selbst Liederbücher gedruckt, vorallem das «Leipziger Kommersbuch für deutsche Studenten» und das «Lahrer Kommersbuch.»

Wie manchem ist wohl beim Singen dieser Lieder nicht schon ein Satz aufgefallen, dessen Sinn ihm dunkel scheint. Er singt vergnügt: «Brausend klingt der Landesvater . . .» ohne zu wissen, dass «Landesvater» der Titel eines Studentenliedes – «Alles schweige, jeder neige ernsten Tönen nun sein Ohr» – ist, indem das Gelübde hingebender Vaterlandsliebe abgelegt wird, das den Akt der Verbrüderung bei akademischen Kommersen einleitet, wobei während des Gesanges die Couleurs durchbohrt auf

den Schläger geschoben werden. Usus ist dieser Brauch seit dem 18. Jahrhundert, der Ursprung liegt aber schon in der Ritterzeit. Oder wer kennt die Bewandnis vom «Breitenstein», zu gut Deutsch vom Gehstieg? Ganz einfach: ein Farbenstudent wich nicht zur Seite, der Philister hatte Platz zu machen, und wenn er nicht wollte, so wurde er weggestossen. Wirklich: «Es rempelt der Bursch . . .»

Crambambuli zum Beispiel ist eigentlich ein Danziger Kirschbranntwein, wurde dann aber bald zum geistigen Getränke überhaupt, bis es wieder zu einem Spezialbegriff wurde: eine Art Punsch, bestehend aus Wein, Anak oder Rhum, Zucker und anderem. Jede Verbindung hatte dabei ihr Geheimrezept – ich wäre gespannt, ob dies in der Wengia auch einmal der Fall war. Wenn ja, wer kennt es?

Auch im Bierkomment gibt es einige interessante Begriffe. Komment ist natürlich das französische «comment», das heisst: «wie hat sich ein ‚honoriger‘ Bursche zu benehmen?» Cerevis zum Beispiel, ein ursprünglich keltisch-gallisches Wort – cerevisia – heisst das «Bier», davon dann Cerevis (-mütze) und auch «Cerevisiarum lus», die Braugerechtigkeit. Doch die umstrittenste Schöpfung bleibt wohl das Wort «Salamander», griechisch und lateinisch salamandra, sanskrit salamandala, persisch samander und samandel, das heisst, weshalb es in der Studentensprache gebraucht wird. Die vernünftigste Erklärung bietet wohl Dr. Heyse: «S(aufft) alle m(it) (ein)ander!»

. . . Tatsächlich, das Bierglas vor mir hat langsam seinen mahnenden Blick verloren, es sieht jetzt eher einsam, fast einladend aus. «Salamander», das hat es wohl beruhigt. Jawohl –
probatum est! nN

Betrifft: **Jugenddepot**

Wir machen alle Festbesucher noch einmal darauf aufmerksam, dass am Sonntag, den 5. Juli 1959 bis 12 Uhr Kinder ab 3–12 Jahre vor dem Baseltor Solothurn unsern pat. Kindergärtnerinnen bis 18.30 Uhr unter die Fittiche gegeben werden können. Im Betrage von Fr. 10.– sind Transport nach Kriegstetten, Mittag- und Abendessen inbegriffen.

Kneipreportage

Samstag – Kneipe! Es sollte eine Supergerstensaftgemeinde werden: Fuxifizierung, Brennen, Fuxenritt und der Besuch von Tüpfli! Und der Clou von der Geschichte: Der berühmte Blitzlichtfanatiker Geck amtegte als Bildlimacher.

Besammlung um 7 Uhr im Hof der alten Kanti. Darauf Marsch mit herrlichem Gesang ins Misteli. Kaum war man an seinem Platz, tauchten schon ein paar «eiserne» Altherren auf. Sie wollten sich nichts entgehen lassen und alte Erinnerungen auffrischen. Aber ich glaube bestimmt, dass sie nicht kamen, um einfach gratis Bier zu kippen . . .!



Nun war aber schon das erste Silentium des Präses fällig; denn die vorwitzigen Füxe glaubten schon, es vor Durst nicht mehr aushalten zu können. «Bier her! Bier her! Oder ich fall um!» Endlich haben die schlampigen Bierfuchse den Stoff auf-gepflanzt und man konnte beginnen: Vor! – Prosit! – Nach! – Prosit! – Ganzer vor! – Nach! – Rest weg! – Speziell! – Nach! – Prosit! – Blitzquart vor! – Nach! – Vor! – Nach! – Vor! Blitzquart ex!»

Langsam, aber sicher stieg die Stimmung. Da ertönte auf Befehl des FM die Jubilate. Es galt unserem lieben AH Tüpfli, der die Corona mit seinem Besuch beehrte – und mit seinem, zwar nicht mehr neuen, aber gelungenen R o b i n s o n erfreute.

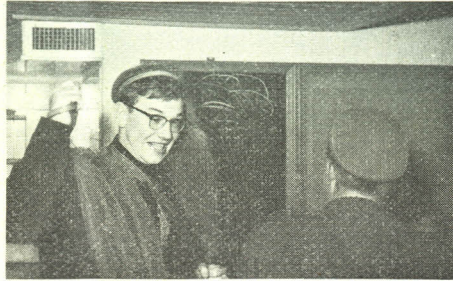


Plötzlich tönte es aus dem Fuxenstall: «Der BC ist unfähig!» Das war der Funken ins Pulverfass! Die beleidigten Burschen forderten a tempo eine Bierstafette. Sofort meldeten sich fünf trinkfeste Füxe. Arma aequalia sunt – die weitem Kommandata des Bierrichters . . . und schon lag der BC um einen halben Becher voraus!

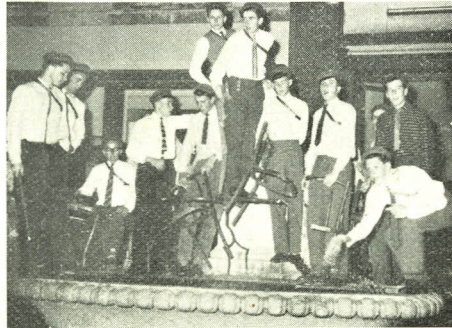


Strahlend stellten sich die Sieger in Pose.

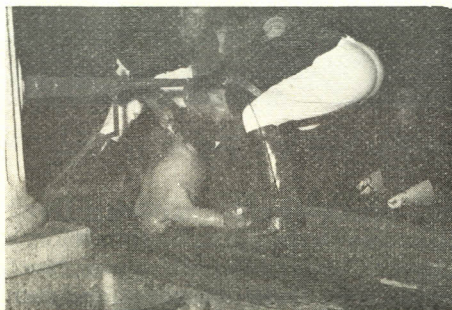
Im Fuxenstall begann es zu rumoren. Doch der FM hielt mit der Zuchtrute die Ordnung aufrecht. Nun, die Zeit rückte vor und der Fuxenritt, verbunden mit einer Nachfuchsifizierung kam an die Reihe. Den Rock ausgezogen, standen denn die

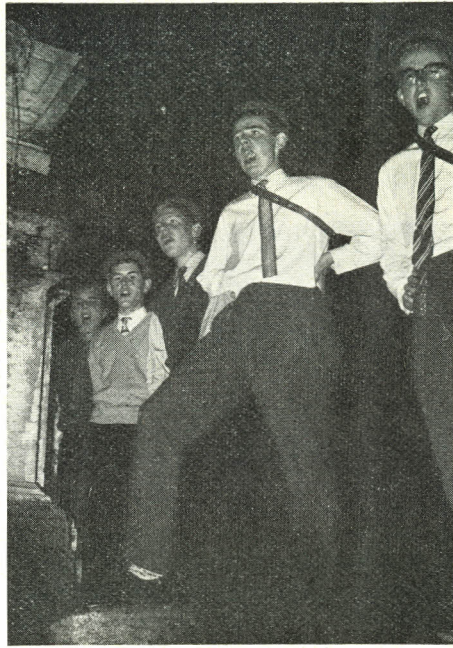


Füxe bald bereit mit ihren Stühlen – und was für Stühlen! Hier ein Stuhlbein, dort eine Lehne, aber nie beides zusammen. Eins, zwei, los! Und schon «ritten» die Füxe davon und mit Elan bestiegen sie den ersten Brunnen. Der Brunnenrand war ja schmal,

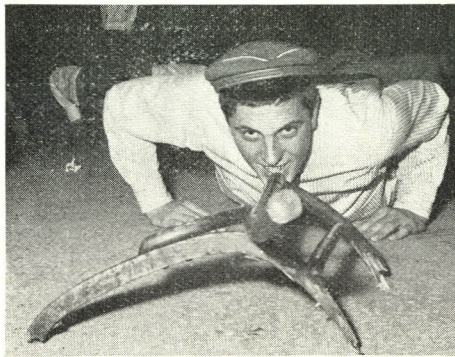


aber das machte den jungen Wengianern noch gar nichts aus. Mit traumwandlerischer Sicherheit wurde der Brunnen behauptet. Wenigstens so lange gesungen wurde . . .





Hei, was suchte denn das nette Fräulein so nahe beim Wasser? Aha, das war eine zum Taufgotteli promovierte (doch nicht etwa abgesunkene?) junge Dame. Dann packten die zwei kräftigen Hornfüchse den Täufling und der Bierpfarrer waltete sei-



nes Amtes «Im Namen des Bacchus, des Gambrinus und der Venus – dein neues Cerevis laute . . . Triefend stolperte der

neue Fux vom Brunnen herab. Ein scheuer Kuss vom Gotteli, man bedenke die vielen Zugaffer(!), beendete den würdigen Akt. Aber schon ging der Ritt zum nächsten Brunnen. In einer ersten Umgebung stieg «Der Papst lebt herrlich in der Welt!»

Den anstrengsten Teil stellten die darauf folgenden Liegestützen dar. Doch mit Humor unterzog man sich der kniffligen Aufgabe. Was die Biermagen da zu leiden hatten!



Zum Schluss kehrte man minnend, d.h. die «Minne» singend, zum Kneiplokal zurück, schwitzend und durstig.



Nach reichlicher «Stoffaufnahme» war man wieder fähig, diesmal für die Brandfuchsisifizierung. Der BC in corpore umstand den Brandfuchsen mit Zündhölzern. Und sein Haupt wurde ein Meer der Flammen . . . ! Es begann dann – zu stinken nämlich. Doch ausdauernd sang der FC «Ich war Brandfuch noch an Jahren,» zum vierten, oder war es schon zum sechsten Mal?

Der Kneipbetrieb ging weiter. Immer häufiger wurde Th verlangt. Man wolle ein wenig Luft schnappen . . . – glaube das, wer wolle!

Tabula rasa! – Sonntag morgen: Sturmer Kopf, aber: «S'war halt doch ein schönes Fest, gestern wieder voll gewest!»

Jürg Kubli v/o Stramm

Vereinschronik

Sitzung vom 24. April 1959. Beginn: 19.45. Wir singen: Burschen heraus. Abwesend: Knaster, entschuldigt. – Trakt. 1: Protokoll ratifiziert. – Trakt. 2: Kassabericht von Sphinx. – Trakt. 3: Politische Woche von Chic. – Trakt. 4: Orientierung über das 75. Stiftungsfest. – Trakt. 5: Varia. a) Semesterprogramm. b) Nebenchargen: Hornfüxe Erich Asper v/o Sack, Fredy Zwygart v/o Knaster. 1. Sub-Red. Jürg Kubli v/o Stramm, 2. Sub-Red. Urs Fährndrich v/o Botta, 2. CM Kurt Leuenberger v/o Moll. c) Der Sitzungstag wird auf Donnerstag angesetzt. d) Jeden Dienstag ist Kreuzenstamm. e) Tüpflimarkt in Olten. Schlusskant: Ein Heller und ein Batzen. – Sitzung ex: 20.45.

Sitzung vom 30. April 1959. Beginn: 19.45. Antrittskant: Ich schiess den Hirsch. Abwesend: Ogir, Aal, beide entschuldigt. – Trakt. 1: Protokoll ratifiziert. – Trakt. 2: Politische Woche von Botta. – Trakt. 3: Varia. a) Als Ziel für den Maibummel bestimmen wir Mühledorf. b) Couleurkartenwettbewerb. Schlusskant: Bringt mir Blut der edlen Reben. – Sitzung ex: 20.30.

Sitzung vom 8. Mai 1959. Beginn: 19.40. Zu Beginn ertönt: Trinke nie ein Glas zu wenig. Abwesend: Geck, entschuldigt; Rauch, Sprit, Brumm zu spät. – Trakt. 1: Protokoll ratifiziert. – Trakt. 2: Politische Woche von Perkeo. – Trakt. 3: Varia. a) Tüpflimarkt. b) Der Vorschlag, diesen Sommer ein Zeltlager durchzuführen, wird angenommen. Zum Schluss singen wir: Student sein, wenn die Veilchen blühen. – Sitzung ex: 20.30.

Sitzung vom 14. Mai 1959. Beginn: 19.25. Antrittskant: Ihr Brüder, wenn ich nicht mehr trinke. Abwesend: Brumm, Sprit. – Trakt. 1: Protokoll ratifiziert. – Trakt. 2: Politische Woche von Stramm. – Trakt. 3: Varia. a) Maibummel. Schlusskant: Nach Süden nun sich lenken, die Vöglein allzumal. – Sitzung ex: 19.50.

Sitzung vom 21. Mai 1959. Beginn: 19.30. Wir singen: Trinken sang Anakreon. Anwesend: IA Mond. Abwesend: Till, Brumm, Perkeo, Stramm, Sprit, alle entschuldigt. – Trakt. 1: Protokoll ratifiziert. – Trakt. 2: Politische Woche von Ogir. – Trakt. 3: Lichtbildervortrag von Karpf über seinen Londonaufenthalt. Karpf zeigt uns in einer Reihe von Lichtbildern die charakteristischen Merkmale und wichtigsten Bauten Londons. Im weiteren spricht er auch über Sitten und Bräuche, denen wir in London auf Schritt und Tritt begegnen. – Trakt. 4: Varia. Maibummel. Schlusskant: Ca, ça geschmauset. – Sitzung ex: 20.45.

Sitzung vom 29. Mai 1959. Beginn: 19.50. Antrittskant: Ich gehe meinen Schlendrian. Abwesend: Moll, Ogir, entschuldigt. – Trakt. 1: Protokoll ratifiziert. – Trakt. 2: Politische Woche von Gizzi. – Trakt. 3: Vortrag von Aal «Roosevelt». Franklin Delano Roosevelt, einer der grössten amerikanischen Staatsmänner, wurde am 30. Januar 1883 geboren. Nach seinem Jus Studium war er als Rechtsanwalt tätig und wurde dann, nachdem er schon kleinere Aemter bekleidet hatte, 1932 zum Präsidenten gewählt. In seiner 13-jährigen Amtszeit führte er, dank seines revolutionären Vorgehens die USA auf eine Höhe, die sie bis dahin noch nie erreicht hatten; dafür leitete er die aussenpolitischen Angelegenheiten nicht immer mit allzu glücklicher Hand. Im Frühjahr 1945 starb Franklin Delano Roosevelt. – Trakt. 4: Varia. a) Die Kranzbusse wird auf Fr. 15.– angesetzt. b) Am 6. Juni findet ein Fussballmatch gegen die Whitstonekickers statt. Schlusskant: Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren. – Sitzung ex: 20.55.

Peter Diel v/o Aal, xxx

Von unsern AH AH

Wir gratulieren folgenden Jubilaren zu ihren Wiegenfesten:

AH E. Meyer v/o Mark zum 70., AH Dr. Hermann Höbel v/o Eberl, AH A. Burki v/o Biber und AH W. Späti v/o Hösi zum 65.

Folgende AH AH machen die Welt seit einem halben Jahrhundert unsicher:

Herrn G. Zurlinden v/o Zech, Herrn W. Walker v/o Traum, Herrn P. Peternier v/o Mocke, Herrn Dr. H. Binz v/o Zwärg, Herrn J. Dürr v/o Knopf und Herrn A. Marti v/o Trott. – Alles Gute für die Zukunft!

Angenehme Mitteilungen

AH P. von Ins v/o Dachs liess aus Freude über die Geburt einer Tochter Fr. 20 in unsere Kasse fallen. – Herzlichen Dank.

AH Dr. E. Felchlin v/o Gin spendete anlässlich der Geburt seines Sohnes Ernst Arnold Fr. 20. – Ganzer speziell!

AH Dr. Max Affolter v/o Walz fand seine Ernennung zum Präsidenten der kant. Offiziersgesellschaft Fr. 20 wert. – Auf die Hinterpfoten!

Anlässlich seines 70. Geburtstages gedachte AH Dr. Paul Haefelin v/o Sport der durstigen Wengia mit einer Spende von Fr. 50. – Prosit! Vielen Dank!

Zur Feier seines 80. Geburtstages «pumpte» AH Dr. Arthur Vogt v/o Mutzli der Kasse Fr. 50. – Auch ihm herzlichen Dank.

AH Dr. Hugo Flury v/o Stumpf liess anlässlich seines 70. Geburtstages einen Fünzfzigerlappen in unsere Kasse flattern! – Hoch soll er leben!

Die AH AH R. Lätt v/o Gruebe und P. Lätt v/o Schoppe helfen mit einer 20 fränkigen Spende der Fuxenkasse über die flauere Zeit hinweg! Blume speziell!

AH Prof. Ernst Ramser v/o Sturm lässt uns mit seiner Spende von Fr. 30 an seinem 65. Geburtstag teilnehmen. Herzlichen Dank!

In einer freigebigen Laune erinnerte sich AH Dr. Bargetzi v/o Knopp der Wengia mit einer Silberdistel! Blume speziell!

Die Grenchnerkneipe bewog folgende AH AH's zu folgenden Spenden: Herrn Harry Bohren v/o Bluff zu Fr. 20; Herrn Hermann Wälti v/o Möpsli zu Fr. 10 und Herrn Max Bein v/o Bräme zu Fr. 5. – Vielen, vielen Dank!

Unsere Hofdruckerei Zepfel spendete für unser Stiftungsfest die schöne runde Summe von Fr. 100.–. Herzlichen Dank und einen Ganzen speziell.

Ergänzungen zum Bierfamilien-Verzeichnis 1959

(Wengianer Nr. 11/12, April 1959)

1924 Adolf Henzi v/o Jux

- 1954 Guido Hunziker v/o Histor
- 1955 Rolf Bader v/o Sahib
- 1956 Urs Bader v/o Saul
- 1957 Rudolf Ulrich v/o Satir
- 1958 Kurt Pfluger v/o Sidi
- 1959 Heinz Grob v/o Sugg

1926 Rudolf Haudenschild v/o Stelz

- 1954 Hans Rudolf Bolliger v/o Camp
- 1955 Urs Rieder v/o Cento
- 1956 Matthias Feldges v/o Nimbus
- 1957 Karl H. Flatt v/o Näppi
- 1958 Andreas Feldges v/o Hops
- 1959 Francis Berdat v/o Gigolo

Wengianer-Stamm in Biel

Die Wengianer von Biel und Umgebung treffen sich jeweils am letzten Mittwoch des Monats um ca. 20.30 Uhr am neugegründeten Stamm im Restaurant zur Pfistern, Untergässli 4 (Altstadt) in Biel.

Weitere Auskunft: Rolf Loosli v/o Harz, Mettstr. 16, Biel. Tel. Geschäft: (032) 2 60 46, Privat: 2 08 43.

Chef-Red.: **Konstantin Neuhaus** v/o Geck, Barfüssergasse 28, Solothurn

1. Sub-Red.: **Jürg Kubli** v/o Stramm, Barfüssergasse 28, Solothurn

2. Sub-Red.: **Urs Fähndrich** v/o Botta, Barfüssergasse 28, Solothurn

Druck: Zepfel'sche Buchdruckerei Solothurn, Rathausgasse 10